Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 8

Artikel: Joggeli : die Geschichte einer Jugend [Fortsetzung]
Autor: Heer, Jak. Christoph
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666686

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Joggeli.

Die Geschichte einer Jugend von Jak. Christoph Heer. Nachdruck verboten!

(Fortsetzung.)

Friedli.

Die schlanke, geschmeidige Friedli wuchs wie ein Tännchen. Nein, wie ein Rehlein. Von der Ruhe eines Bäumchens hatte sie nichts an sich, sondern war bald im Springseil, bald auf Stelzen voll lustiger Beweglichkeit, und wo das Windspiel erschien, da waren auch Lied und Freude, eilten die Kinder des Dorfes herzu und bezauberten sich an ihren Künsten und an ihrem glücklichen Lachen.

Sie war wirklich eine kleine, feine Künstlerin. Sie eignete sich nicht bloß alles, was Gesang und Musik hieß, mit Leichtigkeit an, sondern spielte auch auf einem Kindertheater, das ihre Mutter mit viel Liebe und Verständnis leitete, und das in einem Gasthof von Krug oft Wohltätigkeitsvorstellungen gab, in allerlei hübschen Stücken mit den Reizen kindlicher Unbefangenheit in einen großen Kreis lauschender Zuhörer hinein. Wenn sie ihren Beifall kundgaben, machte Friedli irgend eine komische Wendung, ein halb schelmisches, halb rührendes Lächeln ging um ihr Mündchen, die Grübchen erschienen in ihren Wangen, und die liebliche Kindergestalt entzückte alle Herzen. Oft ruhten die Blicke der kleinen Künstlerin schnell auf Joggeli, ob er sie auch wirklich sehe oder ob er nach seiner Gewohnheit in die Ferne träume. Nein, er sah das Schneewittchen, das Rotkäppchen, das Tausendschön und war unendlich stolz auf seine Freundin, an der jedermann im Dorf ein Wohlgefallen hatte.

Der Winter war für Joggeli und Friedli schon wegen des Kindertheaters eine wunderschöne Zeit, und einmal erlebte das Pärchen ein feenhaftes Ereignis. Die kunstsinnige „Mama" nahm es zu einer Vorstellung im Stadttheater von Wülfenberg mit. Da sahen sie das rührende, farbenreiche Schauspiel: „Der Glöckner von Notre-Dame" der Charlotte Birch-Pfeiffer, und Joggeli wenigstens, der noch nie ein Spiel von Berufskünstlern gesehen, war wie im Banne eines Wunders und lauschte der Handlung weltverloren; traumselig entzückt und zugleich bedrückt trat er mit Friedli in die Wirklichkeit zurück. So etwas über alle Begriffe Herrliches würde Joggeli Sturm von Krug nie schreiben können. Winterslang schwärmten nun die Kinder für die Heldin des Stücks, die schöne Zigeunerin Esmeralda, die auf den Straßen von Paris tanzt und singt, für ihren Geliebten, den ritterlichen Phöbus, und für den braven, doch scheusälig häßlichen Quasimodo, der in ihren Augen nur den einen Fehler hatte, daß er nicht Kirchendiener von Krug war.

Als der Frühling kam, und Joggeli, durch den Schlüssel, der in der Tür steckte, neugierig geworden, in das Fallenbrücklein trat, das von Friedlis Garten über den Fluß führte, spielte sie darin mutterseelenallein Esmeralda und hatte sich farbige Tücher und allerlei Goldflitter um den Leib gewunden. Sie ahmte die schlangenhaft weichen, doch kraftvollen Bewegungen der Tänzerin mit hoher Anmut und innigem Liebreiz nach und agierte mit erhobenen Armen und Händen, als hielte und schlüge sie ein Tamburin mit klingenden Glöckchen.

Die Dunkelaugen strahlten ihm, vom Eifer des einsamen Spiels erleuchtet, schelmisch entgegen: „Ich will eine Theaterspielerin werden, hörst du! — Und du sollst Geschichtenschreiber werden, ja, so soll's sein."

Als Joggeli in das gläubige Gesichtchen Friedlis sah, das im Gedanken an eine schöne Zukunft wie verklärt blickte, glaubte auch er daran. Friedli eine Künstlerin, er ein Bücherschreiber. Das gefiel ihm wie der Frühling, und in der schönen Heimlichkeit des lauschigen Brückengangs, in den selten ein unberufenes Auge spähte, tauschten sie die Gedanken, wie jedes sein Leben gestalten würde. Wo ließ es sich traulicher allerlei Verschwiegenes plaudern als in dem Kinder- und Vogelparadies des Fallenbrückleins. Da rauschte es leis herauf von den Wassern der Krug, durch viereckige Löcher, die sich auf den Fluß öffneten, drang die Tageshelle gedämpft in den stillen Bretterraum, Sonnenstrahlen, die das Wasser zurückwarf, kringelten sich in halbverlorenen Flimmern an der Decke, der Raum war erfüllt vom Glucksen der Vögel, die auf den Balken nisteten, und durch die Taglöcher flogen die Schwalben, Rotkehlchen und Bachstelzen beständig ab und zu, trugen Strohhalme und Würmer im Schnabel und ließen sich von den Kindern nicht stören.

„Tanzen sollst du aber auch lernen," sagte Friedli, die schon darüber unglücklich war, daß sich Joggeli zum Schauspieler nicht eignete, „du weißt, daß ich keinen Mann nehme, der nicht

tanzen kann." Sie stellte sich mit strahlenden Augen vor ihn hin, begann sich zu wiegen und sang:

„Polka, Polka tanz' ich gern
Mit 'nem schönen jungen Herrn!"

Das war lachende, strömende Anmut! Mit ermunternder Schmeichelei überredete sie den Buben, dessen ganzes leibliches Können Schwimmen, Fischefangen und Klettern war, zu einem ihrer Liedchen zu tanzen. „O, du Bär," zürnte und lachte sie, ergriff seine Arme und versuchte ihn tanzend zu drehen, kam aber mit dem ungelenken Partner bald außer Atem. „Du lernst es deiner Lebtag nie," grollte sie in lustiger Verzweiflung, „ein schöner junger Herr, wie es in dem Polkaliede heißt, bist du auch nicht. Wir können nie miteinander auf die Bälle gehen. Das ist traurig. O, Joggeli, mit dir hat man doch einen schweren Kummer, und ich kann es nicht begreifen, warum ich gerade dich zum Freunde genommen habe."

„Ich gehe," trotzte der Bube, der schon wußte, daß Friedli ihn am anderen Tage durch die Freundin Mareili doch wieder würde rufen lassen.

Friedli sann. „Wenn wir nur ein Klavier im Brücklein hätten!"

„Gott sei Dank, daß kein Klavier da ist," dachte Joggeli.

Da kam ihm Hilfe von außen. In der Krug watende Buben hatten bemerkt, daß im Fallenbrücklein heimliches Leben sei. Sie kamen gelaufen: „Joggeli, ist es wahr, hockst du mit Friedli da oben?"

Das Pärchen aber, das sich selbst Gesellschaft genug war, flüchtete sich und hielt sich, auf einer Beige von Feuerhaken sitzend, die im Brücklein aufbewahrt wurden, still, doch konnte Friedli ein übermütiges Kichern kaum unterdrücken.

Ein Knabe stieg auf einen anderen, reckte durch eines der viereckigen Löcher den Kopf in den Gang hinein und schaute sich neugierig und zudringlich um, weil aber seine Augen von der Sonne geblendet waren, konnte er das Paar, das den Atem zurückhielt, in der dunkeln Ecke nicht erkennen. „Sie sind nicht da," berichtete er, und sein Kopf verschwand wieder aus dem Loch.

Die Enttäuschten warfen Steine an das unschuldige Brücklein, daß es in seinem Innern wie von Schüssen knallte, und riefen: „Joggeli, wenn du doch oben bist, so bekommst du Kopfnüsse. Du sollst nicht glauben, daß du allein mit der Friedli gehen dürfest, wir anderen sind auch da. Friedli, Friedli, Stolzhahn, nimm dich in acht, wenn du so parteiisch bist und Joggeli den Vorzug gibst." Damit zogen die ungebetenen Gäste ab.

Nun jubelten die Kinder erst recht und freuten sich an ihrem Brückleinparadies.

„Wenn du schon nicht tanzen kannst, Joggeli, bist du doch ein lieber Bub," lachte Friedli, und mit dem Rötelstein, der immer im Fallenbrücklein versteckt lag, schrieb sie „Jakob" auf einen hellen Stein, und er schrieb „Friedli" auf einen anderen. Sie warfen die Steine in den Fluß und erwarteten nun gespannt, wie lange die klare Flut brauche, um die Namen auszulöschen. „Ich bin treuer als du," scherzte das Mädchen, „dein Name steht noch und meiner ist schon vergangen."

Wie gern Joggeli seinen Namen von Friedlis Hand geschrieben sah! Denn die Schrift der kleinen Künstlerin war zierlich und hübsch, während er selber seine Buchstaben schwerfällig malte. Sie erfanden aber noch ein lieblicheres Spiel. Auf kleine Rindenschiffe steckten sie Weidenzweiglein als Maste, hefteten daran Papierbanner mit ihren Namen, übergaben sie den klaren, raschen Wellen und begleiteten ihr Auf- und Niederwiegen mit dem Ruf: „Unsere Lebensschifflein!" erwartungsvoll.

„Ach wie häßlich", schalt Friedli, „sie verlassen einander."

„Nein", lachte Joggeli in strahlender Freude, „sie finden sich wieder zusammen," und sie klatschte übermütig in die Hände.

Denn ob Mädchen und Bube selten davon sprachen, so glaubten sie doch, sie würden wie die Rindenkähne auf der Flut miteinander durchs Leben in eine unbekannte, glänzende Ferne gehen. Und langehin blieb das Fallenbrücklein mit dem schönen Vogelleben ihr verschwiegener Lieblingsaufenthalt.

Joggeli besuchte aber Friedli auch, so oft es ihm gefiel, im Herrenhaus, in der Wohnung ihrer Eltern, und da er nicht verlangte, daß man sich groß um ihn schere, und er sich mit der Gesellschaft seiner kleinen Freundin zufrieden gab, war er stets ein wohlgelittener Gast.

Der „Papa" Friedlis, der Vorstand des technischen Bureaus der Maschinenfabrik, empfing ihn immer liebenswürdig: „Ich weiß schon, daß du mir dann und wann eine Forelle wegstibitzest, aber was du von Hand fängst, lasse ich dir gern als Beute. Ich habe als Bube stets auch gern auf der Krug genascht." Ein herzliches La-

chen ging über sein volles blühendes Gesicht, in dem zwei kluge wohlwollende Augen standen und dessen Zier ein mächtiger schwarzer Schnurrbart war. Er galt als ein glücklicher Humorist, und bei den kleinen Konzerten in der eigenen Wohnung spielte er mit Behagen und Ausdauer das Cello, auch war er ein Freund kleiner Hausfestlichkeiten, zu denen Joggeli oft beigezogen wurde. Der Bube war dankbar, daß er für seine Fischerei einen Freipaß besaß, er empfand den Reiz des kunstsinnigen Heims und freute sich namentlich, wenn der Vater Friedlis zum Abschied sagte: „Deinen Vater lasse ich sehr schön grüßen." Denn eine wohltuende, achtungsvolle Freundschaft war zwischen den Vätern, der eine war häufig der Gast des anderen, und keiner unternahm etwas von Belang, ohne daß sie sich gegenseitig beraten hätten.

Auch der Gymnasiast Hans war der Freund des Nachbarsknaben. Seine Freundschaft hatte aber eine etwas eigennützige Beimengung. „Hast du mir nicht ein paar Äpfel?" fragte er Joggeli, so oft er ihn traf. Freigebig schenkte ihm dieser so viel Obst, als er im elterlichen und großelterlichen Hause auftreiben konnte. Dafür sagte ihm der stolze Hans einige Schmeicheleien. Obgleich das Haus Friedlis wohlhabend und gastfreundlich war, wurden die beiden Kinder im Obst knapper als Joggeli gehalten, dem die wohlgefüllten Obstkammern und Schnitzröge der Großmutter stets zur Verfügung standen. Auch Friedli lächelte herzlich dankbar, wenn er ihr ein paar Äpfel zusteckte, und schlug die weißen Zähne frisch darein.

„Dafür mußt du einmal Schokolade haben," sagte sie.

„Was ist das?" fragte Joggeli, „ich habe das Wort auch schon gelesen."

Als ihm nun Friedli ein Stückchen in den Mund schob, fand er den Geschmack abscheulich. Sein Gaumen war an die schlichte Hausmannskost der Frau Elisabeth gewöhnt, und in ihrer großen Familie hatten Süßigkeiten und Leckerbissen keinen Raum. Doch störten derlei Geschmacksverschiedenheiten die gute Freundschaft zwischen Friedli und Joggeli nicht, und sie besiegelte sich in einer Menge närrischer Streiche.

Es war lachende Ferienzeit, Friedlis Mutter in die Sommerfrische gegangen und Vreneli, die Magd, grad auch nicht um das Haus. Ungestörte Sonnenruhe, in die nur der Springbrunnen plätscherte, lag über Friedlis Garten. Da hatten die beiden Spielgefährten den Einfall, ins Haus zu streichen und von zu unterst bis zu oberst alles zu durchsuchen, was an Gemächern und Schränken nicht gerade vor ihrer Neugier verschlossen und versperrt war. Und sie gelangten durch das mäuschenstille Haus bis in die Rumpelkammer unter dem brümelnd warmen Dach.

„Friedli, was ist das für ein Wunderding?" rief Joggeli.

Sie wirbelte mit ihren lustigen Augen herbei. „Das ist eine Baßgeige," erklärte sie ihrem erstaunten Freund. „Darauf hat mein Onkel bei der Weinlesefeier gespielt, und weil er ein Döselein gehabt, hat er das Instrument dagelassen." In strahlendem Übermut ahmte sie die Bewegung des Baßgeigenspiels und die drollige Miene, mit der es der Onkel zu begleiten pflegte, nach. Mit schüchternem Finger tippte sie an eine der Saiten. Ein leiser Ton bebte durch das Holz dahin. Die Kinder erschauerten, eins sah geheimnisvoll das andere an. Friedlis Augen leuchteten unternehmungslustig auf, sie riß etwas stärker an den Saiten, in den Tiefen des Instrumentes rollte und grollte der Ton. Und da Friedli in den Augen Joggelis nichts als helles Vergnügen las, begann sie den Bogen auf den Saiten zu ziehen. Wonnevolle und schreckliche Töne gingen durch das stille Haus, die Kinder jauchzten vor Freude, das närrische Konzert dauerte den langen Nachmittag, und als die Kameraden sich trennten, geschah es mit dem erhebenden Gefühl, sie hätten zusammen doch wundervolle Stunden erlebt.

„Was Joggeli nur hat," fragte Frau Elisabeth kopfschüttelnd, „jeden Augenblick, in dem man nicht zu ihm sieht, wischt er aus dem Haus."

Er ging zu Friedli und der Baßgeige. Sie blieb ferienlang das Spielzeug der beiden. Die Hochachtung aber, mit dem sie zuerst an das tongewaltige Instrument herangetreten waren, verwandelte sich allmählich in eine Geringschätzung seiner Geduld. Als sei den Kindern die brümelnde Sommerhitze unter dem Dach in den Kopf gefahren und hätte ihre besseren Gefühle erstickt, erwachten wilde Triebe, die man weder hinter dem Träumer Joggeli noch hinter der Künstlerin Friedli gesucht hätte, und gewannen freien Lauf. Jauchzend schlugen die Kinder mit kantigen Hölzern auf die Saiten, in Ungewitterlauten und Donnerwettern gröhlte der Baß. Ein Schlag! Da sprang eine der Saiten gellend ab. Die zweite sauste auf, die dritte, und eines

August Gebhard: Mädchenbildnis.

lauen Sommerabends hatte die arme Geige keine Saiten mehr.

„Friedli, die Geschichte liegt mir gar nicht recht," sagte Joggeli kleinlaut.

„Mir auch nicht," flüsterte sie mit schmerzlichem Lächeln.

In heimlicher Zerknirschung half nun Joggeli seinen Brüdern einige Tage lang arbeiten. Das Instrument hatte seinen wohlverdienten Frieden, dann zog es das saubere Pärchen, das ein so schlechtes Gewissen hatte, doch wie aus Höllenzwang wieder zu dem unheilvollen Baß. Die erfindungsreiche Friedli band eine lange Schnur an das Griffbrett, sie und Joggeli schleppten das Instrument zur Treppe, ließen es über ihre Stufen hinunterfahren, zogen es mit vereinten Kräften wieder über sie empor und ergötzten sich an dem unbeschreiblichen Heidenlärm, unter dem sich die Geige in dem einsamen Haus verbeulte. Dem wilden Vergnügen folgten die Bedenken und die Furcht vor Entdeckung. Fragend sahen sich die beiden Taugenichtse an.

„Wir wollen den Baß im Fallenbrücklein verstecken," flüsterte Friedli, „wenn man ihn dann in der Dachkammer sucht und nicht findet, glaubt man, Diebe hätten ihn gestohlen." Sie lächelte mit erglühenden Wänglein hoffnungsreich, und Joggeli versetzte: „Das ist ein Rat."

Als niemand unterwegs war, der das Geheimnis der Kinder hätte ausspähen können, öffneten sie das Fenster der Dachkammer und warfen die verstümmelte Geige — eins — zwei — drei — in den Garten hinab. Sie blieb an einem Pflaumenbaum hängen, die Kameraden eilten hinuter, rissen sie in Herzensangst zu Boden, sie fiel auf den Kiesweg, die Decke des Ranzens zersplitterte sich, und der klägliche Rest wurde unter Herzklopfen und Zittern in den dunkelsten Winkel des Fallenbrückleins geschafft, das selten von jemand anderes als Friedli und Joggeli betreten wurde.

In diesem Verstecke lag der unheilvolle Baß noch lange. Wenn Joggeli Geschichten erzählte, setzte sich Friedli in den Ranzen und schaukelte sich darin mit hellem Vergnügen. Oder sie banden wieder eine Schnur ans Griffbrett, ließen den Ranzen durch eines der Taglöcher in den Fluß gleiten und als Schiff schwimmen, manchmal füllten sie ihn mit Wasser und benutzten ihn als Fischteich für Groppen und Forellen, die Joggeli gefangen hatte, denn zwei lustige Kinder wissen aus einer Baßgeige mehr zu gestalten als sich der genialste Musiker einzubilden vermag.

Joggeli mußte es aber auch erfahren, wie sich eine mißhandelte Baßgeige rächt.

Sie wurde für ihn eine Quelle tiefster Kinderschmerzen.

Als er nach den Ferien wieder zur Schule ging, war für den erkrankten alten ein junger Lehrer da, ein begabter eifriger Mann, den er sehr lieb gewann. Dieser pflegte den Schülergesang mit besonderem Ernst. Als aber die Kinder einmal in Reih und Glied standen und jugendlich hübsch das Lied: „Guter Mond, du gehst so stille" sangen, da senkte der Lehrer die Violine und rief: „Wer unter den Buben singt denn so falsch?" Er ging nun von Knaben zu Knaben. „Du bist's, Jakob Sturm!" Er hielt ihn nun in besonderer Obacht, und die Folge war, daß er Joggeli vom Schülergesang ausschloß. Das beelendete den Jungen fast zu Tränen; er, der die Lieder so sehr liebte, sollte kein Ohr für ihre Töne und Melodien haben! Er war so gekränkt, daß ihm die Schule, die sonst sein ganzer Stolz und seine Ehre gewesen war, verleidete, und der Lehrer aus lauter Mitleid sprach: „Singe nur mit, Jakob, aber, gelt, ganz leise."

Joggeli, der in seinem geheimnisreichen und abergläubischen Sinn zwischen allen Erscheinungen des Lebens Beziehungen suchte und fand, war überzeugt, daß sein fehlerhafter Gesang ein Fluch der mißhandelten Baßgeige sei, und daß er vor den Sommerferien, als das Verhängnisvolle noch nicht geschehen war, schöner habe singen können.

Traurig und zornig ging er ins Fallenbrücklein und stieß mit dem Fuß die letzten Reste der aus dem Leim gegangenen Geige durch eines der Taglöcher in den leicht angeschwollenen Fluß. Und als er sie mit den Wellen tanzen sah, wollte ihm schon die Brust weiter werden. „Fahrt Holland zu!" rief er den Trümmern nach. Da stand am Ufer Hans, der Gymnasiast in den Flegeljahren, sah die kläglichen letzten Reste des ihm wohlbekannten Instrumentes, er lächelte den Sünder spöttisch und überlegen an: „Ich weiß etwas von dir und Friedli, und wenn ich es ausbringe, so —" Er schwieg vielsagend, erst eine Weile später setzte er hinzu: „Eine Baßgeige kostet zweihundert Franken, das macht auf deinen Vater hundert. Du weißt, er ist ein strenger."

Und mit spannungsvollem Lächeln prüfte er den Eindruck seiner Worte auf Joggeli.

Der Bube war vernichtet. „Lieber Hans", flehte er, „bringe mich doch nicht ins Unglück. Ich will dir so viel Äpfel verschaffen, als du wünschest."

„Und alles tun, was ich dir sage," fügte Hans bei. „Ja", versetzte Joggeli qualvoll und wußte nicht, was das Wort in sich faßte.

„Das wollen wir jetzt gleich sehen," erwiderte Hans ernsthaft. Und der hochgeschossene, übermütige Junge ging mit dem Buben, der durch das schlechte Gewissen sein Gefangener war, und spähte nach einer Gelegenheit, den Gehorsam Joggelis zu erproben. Da entdeckte er vor der Arche Noah ein Erdäpfelfuhrwerk, dessen Leiter beim Wein sitzen mochte. „So, jetzt gehst du hin und lösest an den Säcken die Schnüre auf."

Der befangene Joggeli ging, tat es, die Erdäpfel kollerten zu Boden, er floh und versteckte sich, sah wie der Fuhrmann herauskam und fluchte, ein Auflauf unter den Nachbarn entstand und sie nach dem Missetäter fahndeten. Niemand aber riet auf Joggeli, denn er galt wohl als ein Müßiggänger, aber sonst als ein harmloser, rechtlicher Bube, und um so mehr schämte sich der Feigling seiner Tat. Eine schlimmere aber war, daß ihn Hans in der Dämmerung aus dem Gebüsch seines väterlichen Gartens hervor handhoch eine Schnur über die Straße spannen ließ. Die müden Rebarbeiter kamen des Weges, stolperten darüber, wenn sie aber schimpfend nach dem Hindernis suchten, hatte Joggeli, wie es ihm Hans gewiesen, die Schnur schon zur Erde fallen lassen, wo sie in der Dunkelheit nicht leicht zu entdecken war. Der Gymnasiast und Schlingel stand wie ein Unschuldiger dabei und führte die Opfer des Streiches durch allerlei Redensarten erst recht irre, Joggeli aber hatte nur das eine Glück, daß er bei seinen erzwungenen Streichen nie ertappt wurde. Besonders drückend wurde es für ihn, die vielen Äpfel zu liefern, die Hans wünschte; er sparte sich das Obst am Munde oder stahl es auch heimlich, wo es zu stehlen gab.

Das kam alles von der Baßgeige!

Joggeli litt, denn es gab nicht leicht ein zarteres Knabengewissen als das seine, und wenn er sich tagsüber mit einer fröhlichen Unbekümmertheit rüstete, so erwachte es um so lauter in der Einsamkeit der Nacht. Tief in seine Träume verfolgten den reuigen schwerblütigen Sünder die Streiche des Tages und vergrößerten sich darin qualvoll. Er sah brennende Häuser, blutige Menschen, sein liebes Friedli erschlagen in den Weidengebüschen der Krug, überall war er der Anstifter, floh er wie Kain. Am Morgen sprach Frau Elisabeth sorgenvoll: „Warum sieht auch Joggeli so zerplagt aus?" Und am Abend betete er still und heimlich: „Lieber Gott! Nur heute nacht laß mich nicht so schrecklich träumen!"

Die fröhliche Weinlese brachte die Auslösung und zugleich den Beweis, daß der Gymnasiast Hans, der übrigens das liebenswürdige Naturell seines Vaters ererbt hatte, nicht viel gescheiter als Joggeli war, der aus lauter Neigung für den Älteren so tat, als ob er mit den Aufträgen zu schlechten Streichen lustig einverstanden sei. Die Knaben schossen neben einer Kelterscheune in der Nähe der Spinnerei nach Landesbrauch zu Ehren des Herbstes. Da reichte Hans dem jüngern Buben eine Marbel: „Stecke sie in den Lauf der Kanone und ziele auf das Kamin der Fabrik." Nun war Joggeli doch so klug, eine Gefahr dabei zu finden. Hans lud den Schuß selber und zielte, die Kugel flog aber statt an die Wand des Kamins in den Spinnsaal über den Köpfen der erschrockenen Arbeiter und Arbeiterinnen hinweg in die Wand. Auflauf, strenge Untersuchung, ein scharfes Zorngericht seines Vaters ging über Hans, daß er langehin die Lust zu eigenen Streichen verlor und er auch den Nachbarsbuben nicht mehr dazu verführte. Fröhlicheren Herzens trug Joggeli mit Friedli die Freudenlichter, die in ausgehöhlten Kürbissen und weißen Rüben brannten, durch die dämmernden Herbstnächte, die von den Liedern der festefeiernden Winzer und Winzerinnen erfüllt waren, denn Weinlese war damals in der Heimat Joggelis noch ein Anlaß zu inniger Volksbelustigung. Die unglückselige Baßgeige, um die sich Friedli nie große Sorgen bereitet hatte, geriet, ohne daß die Eltern des Kindes je dem Buben gegenüber darauf angespielt hätten, in wohltuende Vergessenheit, und Hans selber lachte: „Warum hast du dich so in Schrecken jagen lassen, es war ja ein altes, fast unbrauchbares Instrument."

Im Frühling aber fiel ein schmerzlicher Schatten, der ihre Seelen langehin trennte, in die schöne Kinderfreundschaft Joggelis und Friedlis.

Ein Rotkehlchennest in einer Balkenecke des Fallenbrückleins war zuerst mit vier blaugrünen

Eierchen, dann mit kleinen, nackten, gelblich überflaumten Jungen die Herzensfreude der Kinder, fast jeden Tag reichte Joggeli das zierliche, aus Würzelchen und Haaren gebaute Nest Friedli in den Schoß, und dann kamen ihr vor Freude die Grübchen in die Wangen. Die Federn schossen den Jungen, sie begannen sich mit Farben zu zeichnen, und die Äuglein der Vögel blickten wie die Lichter Friedlis frisch und hoffnungsreich in die Welt. Da war den Gespielen, sie besäßen an dem Nest ein unschätzbares Glück, ein Unterpfand gleichsam für ihr eigenes, und wo sie einander sahen, selbst in der Schule, nickte eins dem anderen zu: „Unser Nestchen!" Die Vögel waren schon fast flügge geworden. Als Joggeli sie wieder einmal Friedli reichte, erschrak wohl eines der Jungen über die großen neugierigen Menschenaugen, es flatterte aus dem Nest, die anderen folgten seinem Beispiel, und als die bestürzten Kinder die Brut in das Nest zusammenfangen wollten, huschten die vier Geschwister, eins nach dem anderen, durch die Bodenlöcher des Brückleins ins Freie, fielen in die Wellen, flatterten mit ihren schwachen Flügeln auf, glitten wieder in die Flut und ertranken.

Der Anblick war zum Erbarmen.

Joggeli zitterte am ganzen Leib, Friedli weinte laut auf. Wie Gericht klang das Wehegeschrei, das schmerzvolle Gezwitscher der alten Vögel, die ihre Jungen suchten, durch die Brücke und in die Seelen der Kinder, die doch unschuldig an dem Untergange waren. Keines Wortes mächtig, flohen sie aus dem Fallenbrücklein, sie waren elend wie Adam und Eva nach dem Fall und hatten ihr Paradies voll seliger Heimlichkeiten verloren; keines kehrte wohl je in das Brücklein zurück, denn darin lag ein kleines leeres Nest, vor dem ihnen graute, und wenn sie miteinander am Gartenhage plauderten, fanden sie die traulichen Worte von früher nicht mehr. Vier Paare klare Vogelaugen und das wachsende Alter wehrten es ihnen.

Über den Tod der Rotkehlchen geriet Joggeli wieder in beängstigende Träume. Scharen von jungen Vögeln huschten in den Fluß und starben, eine Menge Rotkehlchen umzwitscherte und umflatterte ihn, er lebte zwischen ihnen wie Bischof Hatto unter den Mäusen, und da er stets noch ein wenig abergläubisch war, ahnte er aus dem Untergang der Vögel ein schweres Unglück für Friedli und war kaum überrascht, als das fröhliche Mädchen eines Tages in tiefem Leid von der gemeinsamen Kinderheimat, dem Fallenbrücklein und allem, was ihr lieb gewesen war, Abschied nahm.

Friedlis Vater, der blühende, geachtete und geliebte Mann war plötzlich an einer jähen Krankheit dahingestorben, und Joggelis Freundin siedelte aus dem hübschen Herrenhaus über dem Fallenbrücklein nach der Stadt Wülfenberg und der Mühle von Nebelfingen über.

Als die Mama und Friedli zum letzten Besuch in das Haus Sturm kamen, trug ein sonderbar herzloser Abschied sich zwischen den Gespielen zu. Friedli, die sonst stets in hellem oder buntem Kleid einhergefaltert war, erschien Joggeli in dem schwarzen länglichen Trauergewand sonderbar gereift, ernst und fremd. Ihr Gesichtchen sah blaß und angegriffen aus, und die Kameraden, die eine überglückliche Kindheit gemeinsam verlebt hatten, waren bitterlich befangen gegeneinander. Waren daran die ertrunkenen Vögel schuld, die ihre Gewissen bedrückten, oder der Gedanke, daß das Kind schon so Schweres erlebt habe?

Nur die Mama lächelte gewinnend und herzlich aus ihren schweren Trauerschleiern: „Ich hoffe, daß du uns dann und wann besuchst, du bist ein so seltsamer Bub, daß ich stets neugierig bin, was du tust und was aus dir noch werden wird."

„Leb wohl!" sagte Friedli kurz, doch um ihren Mund zuckte es, als sollte sie mehr sprechen.

„Leb wohl!" erwiderte der Bube trocken.

Wie Kinder oft töricht sind!

Es ist keine Kindheit so licht, es liegt darin irgend ein Abgrund heimlicher Schmerzen, doch brachten die ertrinkenden Vögel in Joggeli unter der Last des Nachtmahrs auch den Sinn für die Heiligkeit alles Lebendigen, der schon aus dem Beispiel der Großmutter vorbereitet war, zum Erwachen. Nach einer Weile sahen die Vogelaugen nicht mehr so traurig, und er erlebte, das Herz voll Sehnsucht nach dem entschwindenden Bild Friedlis, bald das, bald jenes, was ihm bedeutungsvoll erschien.

(Fortsetzung folgt.)